

Von der Perfidie des Orakels zu Delphi

„Gnothi seauton!“ war am Tempel des Apoll in Delphi als Sinnspruch zu lesen. Die Römer übersetzten es in „Nosce te ipsum!“, auf Deutsch heißt es: „Erkenne dich selbst“. Die Stätte am Fuße des Parnaß diente seit uralten Zeiten als Orakel. Eine Priesterin namens „Pythia“ versetzte sich dort öfters in Trance und vollzog nach einem komplizierten Ritual Weissagungen, von denen man annahm, dass Apoll selbst sie ihr eingeflüstert hatte.

Der Tempel war uralt. 548 v. Chr. war er nach einem Brand erneut aufgebaut worden, und zwar bereits zum dritten Mal. Das Orakel blieb dann noch viele Jahrhunderte lang in Betrieb, obwohl führende Kreise der griechischen Aufklärung [sicherlich] kritische Bedenken daran anzumelden hatten. Erst mit dem zunehmenden Erfolg des Christentums verlor sich die Bedeutung des Orakels zu Delphi mehr und mehr. Aus dem vierten nachchristlichen Jahrhundert stammt der letzte bekannte Orakelspruch der damaligen Pythia, in dem es um die Zukunft des Orakels selbst ging. Es erscheint mir erwähnenswert, dass das Orakel das Ende seiner selbst voraussah. Die Antwort erfolgte, wie so oft vorher, auch diesmal in beeindruckenden Worten:

„Künde dem König, das schöngefügte Haus ist gefallen. Phoibos Apollon besitzt keine Zuflucht mehr, der heilige Lorbeer verwelkt, seine Quellen schweigen für immer, verstummt ist das Murmeln des Wassers.“

Das Orakel von Delphi ist die vielleicht berühmteste Institution des alten Griechenlands gewesen, sein Motto der Selbsterkenntnis wird von fast allen uneingeschränkt für großartig gehalten, außer vielleicht von F. Nietzsche, der im – sozusagen unumgänglichen – Selbstbetrug, dem wir huldigen, eine List der Selbsterhaltung enthalten sah. [Menschliches, Allzumenschliches, Vorrede, 1] Aber das führt uns hier zu weit. Wir wollen lediglich in Ansätzen der Frage nachgehen, ob wir dieses Orakel so ganz ohne weiteres als seriöse Institution ansehen dürfen. Verschiedenen Geschichten zufolge war es nämlich eine eher zwielichtige Sache.

Der Lyderkönig Krösus musste die Erfahrung machen, dass das Orakel zwar richtig wahr sagte, aber in missverständlicher Form. Das kam so: Krösus dachte über einen Feldzug gegen das Großreich der Perser nach und bestrebte sich, von allen damals bekannten Orakeln Ratschläge einzuholen, - sogar schriftlich. Da er kein leichtgläubiger Mann war, bat er zunächst um ein Zeugnis der Glaubwürdigkeit und erhielt von der Pythia aus Delphi folgenden Bescheid:

„Weiß ich doch der Sandkörner Zahl und die Masse des Meeres,
selbst die Stummen vernehm ich, und den Nichtsprechenden hör ich,
Duft von Schildkröte ward mir bewusst, dem gepanzerten Tier,
die in ehernem Kessel gekocht wird, und Stücke von Lammfleisch,
Erz ist darunter gelegt, und Erz wird ruhn auf dem Kessel.“

Diese Antwort ward ihm vorgelesen, als er vor einem großen Kessel sah, in dem ein Ragout aus Lamm- und Schildkrötenfleisch kochte. Das war sein Lieblingsessen. Von der Qualität des Orakels war er nun überzeugt. Er stellte nun seine Anfrage wegen dem Verlauf des geplanten Perserkrieges. Die Antwort war diesmal:

„Wenn du den Halys (heute: Kizilirmak) überschreitest, wirst du ein großes Reich zerstören.“

Krösus wagte daraufhin den Krieg, und in der Tat wurde ein großes Reich zerstört. Aber es war sein eigenes. Er hatte den Orakelspruch als Siegesprophezeiung für sich selbst verstanden. Was er übersehen hatte, war die Tatsache, dass das Orakel lapidar zu formulieren pflegte, dabei aber eine Art tückischer, wenn nicht sogar gehässiger Zweideutigkeit beinhalten konnte. Dazu Heraklit ebenfalls kurz und bündig:

„Der Herrscher, dem das Orakel in Delphi gehört, verkündet nichts und verbirgt nichts, sondern er deutet nur an.“ (fr. 93)

Vielleicht erscheint uns das alles gar nicht so schlimm, weil wir keine Sympathie für Krösus besitzen, der ja schließlich einen Krieg begann und darin umkam. – Geschieht ihm recht, denkt man: Wer Wind sät und das Schwert zieht usw.. - Aber wie war es im Falle des armen Ödipus? Hier sehen wir die Perfidie des Orakels in einer ganzen Folge von entscheidenden Weichenstellungen in den Lebensläufen eines ganzen Adelsgeschlechts. Im Leben des Ödipus selbst wurden in allen wichtigen Entscheidungssituationen Sprüche aus Delphi eingeholt, aber abwenden ließ sich dadurch der Lauf des Verhängnis nicht:

1. Der Ödipus-Mythos

Ödipus wurde wegen eines Orakelspruchs von seinen Eltern ausgesetzt, er sollte sogar getötet werden. Ansonsten werde er seinen Vater töten und ein blutschänderisches Geschlecht mit der eigenen Mutter zeugen. Er wurde in Theben geboren, noch als Säugling durchstach man seine Füße, man setze ihn aus, er wurde aber durch Zufall gerettet, man brachte ihn nach Korinth, das dortige Königspaar adoptierte das unbekanntes Findelkind, und als er zu einem intelligenten jungen Mann – reizbar, stolz und voll von überschießender Emotion - herangewachsen war, sprach er – heimlich und auf eigene Faust - beim Orakel in Delphi vor: wegen einer Berufs- und Zukunftsberatung. Viel erfuhr er nicht, jedoch dass er die Heimat meiden solle, sonst käme es soweit, dass er seinen Vater töte und mit seiner Mutter in Blutschande ein unseliges Geschlecht zeuge. Das erschreckte ihn gewaltig, er war bereit, alles zu tun, um das Entsetzliche zu vermeiden.

Gerade aber das Orakel führte seine Entscheidung für den verhängnisvollen Weg herbei, denn er dachte, seine Heimat sei Korinth. Also brach er nach Theben auf, wo er wirklich geboren war, was er aber nicht wusste. Wir erkennen: Wäre es zwischen Ödipus und seinen Adoptiveltern jemals zu einem offenen Gespräch über seine wahre Herkunft gekommen, dann hätte er nicht - wie für ihn selbstverständlich - annehmen können, dass Korinth seine wirkliche Heimat sei, und er hätte seine Adoptiveltern auch nicht für seine wirklichen Eltern gehalten. Aber dergleichen Gespräche scheinen auf Erden nicht zu gelingen.

Verblindet zog der Jüngling in die Welt. An einer Wegeskreuzung kam es zu einer Vorfahrts-Rängelei mit einem älteren Mann, die wegen entsprechenden Rangbewusstseins beider Beteiligten zu einer kämpferischen Auseinandersetzung mit Todesfolge für den älteren eskalierte. Sie erkannten nicht als ihresgleichen und zerfleischten sich im Kampf um Vorrang und Anerkennung. Im Endeffekt hatte Ödipus seinen Vater erschlagen, ohne es recht zu bemerken. Der Alte hatte ihn ja demütigend behandelt.

In Theben angelangt, beseitigte er [vermittelst der Lösung eines Rätsels] eine blutrünstige Sphinx, welche die vielversprechendsten Jünglinge der Stadt zum ersten und zweiten Frühstück verspeiste [um dann gelegentlich auf das Mittagessen zu verzichten],

heiratete die verwitwete Königin, hatte Kinder mit ihr, usw.. Das Orakel wirkte sich also aus wie eine ‚ganz gemeine‘, d.i. eine gehässige Irreführung; es wirkte als self fulfilling prophecy [mit umgekehrtem Vorzeichen]. [Was man auf jeden Fall zu vermeiden versucht, erfüllt sich sonderbarer Weise bisweilen umso zwingender.]

Das Orakel ist kurz, aber kryptisch. Es beinhaltet Tücken.

In beiden Fällen, - also bei Krösus und Ödipus -, nützen die Aussprüche des Orakels den Betroffenen überhaupt nichts, sondern die trügerische Sicherheit, die ihnen das Orakel gibt, treibt sie sogar noch vorwärts in ihr Verderben. Die alten Griechen waren fasziniert vom Phänomen des zweideutigen, unpräzisen Wortes und dem Gedanken des unentrinnbaren Schicksals. Sie hatten sehr viel Sinn für die Tragik und Paradoxie des menschlichen Lebens. Leicht stellt sich bei dem fernen Betrachter der Gedanke ein, dass ein Zug von Anti-Humanismus und schwarzer Pädagogik in diesen Auffassungen enthalten ist.

Es ist allerdings sehr genau beobachtet, dass gerade zweideutige, unpräzisierte [und letztlich vielleicht unpräziesierbare] Worte wie z.B. Freiheit, Wahrheit, persönliche Leistung, Liebe etc. als „Mythen des Alltags“ Schicksal bestimmende Größen darstellen. Ein fälschlich angenommenes Wissen, ein trugvolles „Fehlwissen“ bezüglich angeblicher und scheinbarer „Selbstverständlichkeiten“ führt uns auch zweieinhalb Jahrtausende nach Sophokles oft genug auf Irrwege. – Gerade auch auf dem Weg zur Wahrheit sitzen Chimären. Wer nicht zu Irrtümern fähig ist, der ist auch nicht zu ihrer Überwindung befähigt. - Als „Fehlwissen“ bezeichne ich stillschweigend angenommene Überzeugungen, die keiner eingehenden Prüfung standhalten würden, wenn man eine unbefangene Prüfung vornehmen würde. Dabei verhindern diese stillschweigend angenommenen „Selbstverständlichkeiten“ aber „wirklich fundierte“ Einsichten, weil wir uns in diesen Fällen der wirklichen Einsicht nicht für bedürftig halten. Hartnäckig versuchen wir tiefsitzende Überzeugungen aus der Diskussion heraus zu halten und blockieren dadurch in manchen Fällen das Verständnis der Situation, in der wir uns befinden. – Die unbefangene Prüfung fälschlich angenommener Selbstverständlichkeiten setzt eine distanzierende Bezugnahme auf diese „Scheinbarkeiten“ voraus, die uns nur selten gelingt, eben weil wir in der Illusion befangen sind.

428 v. Chr. brachte Sophokles seinen König Ödipus auf die Bühne in Athen, angesichts von Kriegsnot, Flüchtlingselend und einer in den Flüchtlingslagern ausgebrochenen Seuche; - wie damals in Theben. - Ödipus ist vielleicht der eindrucksvollste Mythos zum Thema „Orakel und Selbsterkenntnis“, den es in der gesamten Menschheitsgeschichte gibt. Durch die gleichsam magische Wiederholung des Leitmotivs der Selbsterkenntnis in verhängnisvollen Situationen wirkt die theatralische Konstruktion des Stoffes unheimlich und faszinierend. Ein [für den Betroffenen unerkannter] Wiederholungszwang lastet wie ein Fluch auf dem Leben dieses Betroffenen. Ein letztlich grundlegendes Ur-Problem erzeugt sich selbst erneut nach jeder scheinbar gelungenen Problemlösung, wenn auch in veränderter Gestalt. Es besitzt die Struktur einer fraktalen Konstruktion.

Das Rätsel der thebanischen Sphinx erscheint uns, die wir allerdings die Lösung vorweg kennen, nicht besonders schwierig. Es lautete:

„Ein Zweifüßiges gibt es auf Erden, und ein Vierfüßiges,
mit dem gleichen Namen gerufen, und auch dreifüßig.
Die Gestalt ändert es allein von allen Lebewesen,
die sich auf der Erde, in der Luft und im Meere bewegen.“

Schreitet es, sich auf die meisten Füße stützend,
so ist die Schnelle seiner Glieder am geringsten.“

So das Rätsel von Ödipus' Sphinx, einem ebenfalls fraktalen Wesen, das selbst wiederum wie aus den Motiven des Ödipus-Mythos konstruiert erscheint. [Es gibt verschiedene Geschichten für die Herkunft der Sphinx, eine ist folgende:] Tochter der Blutschande der scheußlichen Echidna und ihres Sohnes Orthos, verkörpert sie selbst ebenfalls Ödipus' Schicksal und Problem: Macht, Gewalt und verbotener Sex. Echidna selbst war eine doppelgestaltige Nymphe, mit dem Oberleib einer schönen Jungfrau und dem Unterleib einer schrecklichen Schlange. Mit dem Riesen Typhon hatte sie neben der Sphinx verschiedene andere Ungeheuer gezeugt: u.a. den Höllenhund Kerberos und ein feuerspeiendes Scheusal namens Chimaira.

Ödipus sitzt gelassen mit dem Wanderstab in der Hand vor der Säule, auf der das Ungeheuer, die Sphinx thront, und spricht distanzierte Worte: „Das ist der Mensch“; - ohne die Situation mit der Sphinx in ihrer ganzen Tragweite zu durchschauen: „Ich bin ein Mensch wie du selbst und wir alle“, hätte er nämlich sagen können: „was du mit deiner rätselhaften Doppelgestalt darstellst, ist das Konstruktionsprinzip meines mir vorausgesagten Verhängnisses. Dein explizit formuliertes Rätsel allerdings betrifft den Menschen ganz allgemein.“ Ödipus lässt sich nur auf die explizite Formulierung des Rätsels ein und antwortet seinerseits in ebenfalls wohlgesetzten Worten:

„Den Menschen hast du gemeint, der, wenn er noch auf der Erde herumkriecht, kaum geboren, zuerst vierfüßig ist, wenn er aber alt wird und unter der Last des Greisentums zum dritten Fuß den Stock gebraucht, dann auch dreifüßig.“

In der Gestalt der Sphinx finden wir, wie erwähnt, die Verkörperung des Ödipus-Motivs von Gewalt und Inzest. Aber nicht nur im Leben des Ödipus selbst, sondern auch in der gesamten Ahnenreihe des Ödipus wiederholen sich Gewalt, Inzest sowie das Auftreten von weiblichen Ungeheuern. Kadmos, Urahn und Gründer von Theben erschlug einen [wahrscheinlich weiblichen] Drachen, säte die Zähne des Ungeheuers in Erdfurchen, woraus die gewalttätigen Drachenzahnmänner entsprangen, die sich fast alle gegenseitig erschlugen. Fünf davon überlebten und bildeten den alten Gründeradel der Stadt Theben. [Nach einer anderen Überlieferung war der Drache, den Kadmos erschlug, allerdings ein Sohn des Mars, also männlichen Geschlechts.]

Zudem zeugte Kadmos, nunmehr auf die übliche menschliche Art, mit einer göttinähnlichen Frau (Harmonia) mehrere Töchter, einerseits Semele, die Mutter des Dionysos, andererseits drei unselige Töchter: Autonoe, Ino und Agaue. Über Iokaste war Ödipus ebenfalls Nachfahr dieser Agaue, die (als rasende Mänade) ihren eigenen Sohn (Pentheus) zerfleischt hatte. Zudem war er über Iokaste auch Nachfahr des Enchion, eines jener gewalttätigen Drachenzahnmänner, die am Anfang der Geschichte Thebens stehen. Die Laios-Linie von Ödipus Abstammung geht über Labdakos und Polydoros, dessen Name, der Vielgebende, euphemistisch umschreibt, was Ödipus aus dieser Ahnenreihe zu erwarten hatte und tatsächlich auch reichlich empfing; eine ganz Menge Unheil nämlich.

Dass nun der Drache von Theben weiblichen Geschlechts war, leite ich aus der Tatsache ab, dass es so viele weibliche Ungeheuer in der griechischen Mythologie gibt. Bedrohliche Phantasie- Gestalten ungeheurer Weiblichkeit. Beispielsweise die Hydra, die Medusa, die Chimaira, die Sphinx, die Sirenen, die Harpyien, die Amazonen und vielleicht noch andere mehr. Sind dies Zeugnisse und Symbole einer antiken Auffassung vom Kampf der Geschlechter? Vielleicht mit dem prähistorischen Hintergrund, dass entstehende patriarchalische Lebensverhältnisse sich erst allmählich und nicht ohne

schmerzlichen Konflikt von einer alten agrarischen Frauenkultur mit mutterrechtlichen Erblinien ablösen konnten? Mit der dunklen und schmerzlichen Erinnerung [für die erstarkten Patriarchen] an eine alte Übermacht der Ur-Mütter?

Das psychoanalytische Konzept der Verdrängung beinhaltet die Wiederkehr verdrängter [weil unakzeptabler] Erinnerungsinhalte in [ungeheuerlich] wuchernden Phantasien. Es erscheint mir naheliegend und plausibel, die weiblichen Schreckensgestalten der Mythen als Ausdruck angstbesetzter Phantasie aufzufassen. Aber die Hypothese einer alten, von Männern zu fürchtenden Frauenkultur zur Erklärung der vielen weiblichen Ungeheuer [und tragischen Loyalitätskonflikte wie z.B. in der Orestie] erscheint mir dennoch weit hergeholt. Wieso sollte denn ein ehemals vielleicht matrilineares Erbfolgerecht eine derart unakzeptable Situation dargestellt haben, dass die Erinnerung daran [vonseiten der Männer] so schreckliche Phantasiegeburten hervorbringen konnte? Nur wenn dieser Urzustand etwa mit der Lustsklaverei und mangelndem sexuellen Selbstbestimmungsrecht der Männer verbunden gewesen sein sollte, wäre der Schrecken berechtigt.

Es erscheint mir völlig ausreichend anzunehmen, dass Geschichten von Familienehre, Ständedünkel, Gewalt, Inzest oder sonstigem hochproblematischem sexuellen Engagement auch ohne mutterrechtlichen Hintergrund Horrorvorstellungen auslösen können. Es ist übrigens ein realistischer Zug dieser Mythen, dass sie solche Geschehnisse nicht etwa bei sozial deklassierten Familien und Außenseitern der Gesellschaft aufspürt. Diese Geschehnisse werden vielmehr von den angesehensten Kreisen der mythologischen Vorzeit erzählt, nämlich vom alten Gründeradel, dessen Angehörige von gewöhnlichen Zeitgenossen oft als Gewinner des Lebens angesehen werden.

Mit dem Thema des unerkannt wirkenden Wiederholungszwangs, gerade in schicksalsprägenden Situationen, haben die alten griechischen Dichter eine bedeutende psychologische Einsicht sehr artistisch und eindringlich gestaltet.

Das Problem von Ödipus Antwort auf die Frage der Sphinx war also, dass ihm der Rückbezug seines Wissens auf sich selbst nicht gelang. - So ergeht es uns wahrscheinlich allen immer wieder auf's Neue. - Ödipus wusste viel und dachte auch darüber nach, er löste sogar das Rätsel, aber das Grundmotiv seines eigenen, schicksalsbestimmten und schicksalsbestimmenden (Not reproduzierenden) Wesens übersah er. - Dieser Aspekt der Situation erschien ihm vermutlich als sekundär und nicht so wichtig. - Er übersah – trotz wohlgesetzter Worte - eine Mehrdeutigkeit der Situation. Dieser Gedanke muss die Alten fasziniert haben. – Der Gedanke des missverständlichen Wortes in mehrdeutigen, problematischen Entscheidungssituationen. In solchen Situationen fallen wir auf einfache, tiefsitzende Grundanschauungen zurück, die in der Regel irreführend sind, z.B. auch den Glauben an die Wohltätigkeit und Eindeutigkeit des Orakels.

Dazu sehr passt auch sehr schön der Lebensskript-Gedanke von F. S. Perls und Eric Berne aus der psychologischen Literatur der letzten Jahrzehnte: „Alle Ihre Entscheidungen werden von vier oder fünf Menschen in Ihrem eigenen Kopf getroffen, deren Stimmen Sie natürlich überhören können, wenn Sie dazu stolz genug sind, aber schon das nächste Mal sind sie wieder da und warten nur darauf, dass Sie ihnen diesmal wirklich zuhören.“ [Eric Berne, Was sagen Sie, nachdem Sie <Guten Tag> gesagt haben, Fischer-Taschenbuch, S.163] So folgten Laios und Ödipus bei der Begegnung an der Weggabelung dem Motto „Du musst kämpfen, wenn dir jemand deinen Vorrang streitig macht!“ Überlegungen über die destruktive Eigenart von Konflikteskalationen wären zweckmäßiger und lebensfreundlicher gewesen.

Man kann sagen: Ödipus' Wissen versetzte ihn in die Lage, das Rätsel zu lösen und dadurch die Sphinx zu besiegen, aber dieses Wissen stellte nicht die Art von Einsicht dar, die ihm hätte dazu verhelfen können, den unseligen Wiederholungszwang zu brechen, dem sein Leben unterlag; - wenn es denn diese Art von Selbsterkenntnis überhaupt gibt, die zur Befreiung von Wiederholungszwängen hilft. Dies wäre eine Art von erlösender Einsicht, eine Soteriologie. Es stellt sich natürlich immer wieder die Frage, ob es wirklich eine Art von heilsamer Selbsterkenntnis gibt, und wie es um deren Eindeutigkeit [bzw. „praktisch“ hinreichende Präzision] steht. Es könnte ja auch sein, dass mit der Aufforderung zur Selbsterkenntnis ganz allgemein überspannte Erwartungen verbunden werden, die genau deshalb, weil sie überzogen sind, Probleme erzeugen.

Die Rätsellösung ward ohne tiefere Selbsterkenntnis bewerkstelligt. Also erwies sich das Thema der Selbsterkenntnis als weiterhin steigerungsfähig. Für die Notlage Thebens mit der Sphinx war ein Ausweg gefunden worden, der Ausweg aber schuf ein neues Problem: diesmal die Pest. Die Tyrannei der Sphinx verschlang pro Tag ein bis zwei Menschenopfer, die Pest, die nach ein paar Ruhejahren über die Stadt hereinbrach, war wahrscheinlich viel schlimmer.

Nebenbemerkung: die feinschmeckerische Sphinx verschlang nur Jünglinge, niemals ein Mädchen; - ältere Menschen sowieso nicht, weil sie die Zartheit des Fleisches bevorzugte. Auf die Jünglinge Thebens übte sie trotz der drohenden Lebensgefahr eine große Anziehungskraft aus. Ich denke, das hat etwas mit der sexuellen Faszination zu tun, die sie auf die Jünglinge ausübte, wobei die drohende Gefahr den Reiz der Situation vielleicht sogar noch erhöhte. Solche Faszinationen können nicht nur unvorsichtigen Jünglingen den Sinn verwirren. Jeder, der Abenteuer bestehen will, die das Maß des Üblichen weit überschreiten, befindet sich in der Gefahr, dass ihm die Sache dann doch über den Kopf wächst.

Ödipus aber konnte die Rätsel- Situation mit der Sphinx bewältigen, wenn auch auf etwas vordergründige Weise. Der rote Faden der zweideutigen Orakel führt nun zur nächsten Notlage. Wegen der Pest hat sich eine neue Situation der Ratlosigkeit ergeben, in der man Hilfe beim Orakel sucht. Diesmal nennt das Orakel die Schuld, aber nicht den Schuldigen: ungesühnter Vatemord und Blutschande laste auf der Stadt.

Ödipus lässt Nachforschungen anstellen, er gebärdet sich als Radikal- Aufklärer des Verbrechens. Da er aber „verblendet“ ist, erkennt er nicht, was er selbst zur entstandenen Notlage beigetragen hat, und dass er selbst es ist, auf den die Misere zurückgeht. - Interessante Variante eines Krimis: der Kommissar als Mörder und Sexualstraftäter zugleich; - sie wussten aufzutragen, diese alten, griechischen Geschichtenerzähler (Mythologiesten). - Ödipus selbst ist Täter der Tat, die er um jeden Preis verhindern wollte, und die er jetzt aufklären und bestrafen lassen will. Alle andern ahnen längst, worin der wahre Sachverhalt besteht, wenn sie auch nicht bis in die Einzelheiten hinein wissen, wie sich das Verhängnis zugetragen hat.

Letztlich, als es vielleicht schon zu spät ist, einem noch zu steigernden Verhängnis zu entrinnen, erkennt Ödipus, dass er selbst der Täter der verhängnisvollen Taten gewesen ist, welche die Pest für Theben heraufbeschworen hat. In theatralischem Überschwang sticht er sich die Augen aus und wirft sie von sich, weil sie ihm in seinem bisherigen Leben so wenig zur Erkenntnis der wirklich maßgeblichen Wirklichkeit nützlich waren. Die weisen Seher der Griechen waren fast ausnahmslos blind, sei es, dass sie den verbotenen Anblick nackt badender Göttinnen erhascht hatten (wie Teiresias) oder viel-

leicht ganz einfach deshalb, um zu exemplifizieren, dass durch den gewöhnlich oberflächlichen Anschein der Dinge kein Wissen entsteht, das wirklich zählt.

Ödipus verabschiedet sich von uns mit dem Weisheitsspruch: „Nemo ante mortem beatus laudandus.“ Was das Glück des Lebens betrifft, so könnt ihr nicht beurteilen, wie es darum steht, bevor das Leben zu Ende ist; - denn zum Schluss kann es noch so schlimm kommen, dass nichts Erreichtes uns zu trösten vermag. - Aber nach dem Leben sind wir vielleicht auch nicht mehr in der Lage, diese Bilanz zu ziehen, falls es uns dann nicht mehr gibt; - also sollten wir uns mit Aufrechnungen von Glück und Unglück, von Erfolg und Misserfolg, zurückhalten. - Es ist wirklich bemerkenswert, wie sehr wir nur auf kurzfristige, allenfalls mittelfristige Vorteile aus sind und an der augenblicklichen Situation kleben: selbst die eigenen Nöte sind uns fern, wenn sie entsprechend weit entfernt in der Vergangenheit oder in der Zukunft liegen:

„Bürger von Theben, seht diesen Ödipus, der die berühmten Rätsel löste, und der ein so mächtiger Mann war, auf dessen Glück die Bürgen mit Neid schauten. Auf welche Woge schrecklichen Unglücks er geworfen wurde! Deshalb, wer sterblich ist, schaue auf jenen letzten Tag und preise niemanden selig, bevor er an's Ziel des Lebens gelangte, ohne Leid zu erfahren.“

Ödipus wollte dem Verhängnis entrinnen, aber es gelang ihm nicht. Ist es überspitzt, auch die Frage seiner nicht gelingenden Selbsterkenntnis in den Zirkel von Verhängnis und Verblendung mit hinein zu nehmen? Das sieht dann so aus: Ödipus kann (infolge Verhängnis) nicht erkennen, dass er dasjenige Wesen ist, das seinem Verhängnis nicht zu entrinnen vermag. „Ich bin das Wesen, das nicht erkennen kann, dass es seinem Verhängnis unentrinnbar ausgeliefert ist.“ Wäre es das gewesen, was er hätte erkennen sollen? Eine wahrscheinlich paradoxe Aufforderung schwarz-psychologischer Art! Ob ihm denn die Einsicht in die unentrinnbare Notwendigkeit seines Schicksals hätte helfen können? Ob er diese Einsicht hätte vollziehen können, wo es doch sein auswegloses Verhängnis war, sie nicht zu vollziehen?

Ist es die Pointe und der Gipfel der Perfidie des Orakels: dass es uns in jeder ausweglosen Notlage mit der Aufforderung zur Selbsterkenntnis anspornt und uns gerade dadurch zum Vollzugs-Agenten unseres eigenen Verhängnisses macht?

„Geschlechter der Sterblichen. Wie muß ich euch gleich dem Nichts, ihr Lebenden, zählen! Denn welcher Mann trägt mehr des Glücks davon als den Schein? Und nach dem Schein den Niedergang.“

So klagte er ganz am Schluß.

Oder ist es die Pointe des Orakels, dass wir keine einfachen Antworten in komplexen Entscheidungssituationen erwarten dürfen? Dass unsere Irreführung nur aus der stillschweigenden Erwartung von Eindeutigkeit und Einfachheit herrührt? Dass wir gerade wegen unrealistischer Eindeutigkeits- und Einfachheitserwartungen eigentlich stimmige Orakelsprüche missverstehen und dadurch zu Agenten unseres Verhängnisses werden?

Die Betrachtungen über die Orakel des Ödipus haben uns zur familiengeschichtlichen, „systemischen“ Konstruktion von Wiederholungs- und Schicksalszwängen geführt. Diese Betrachtung eröffnet sogar eine Deutung dafür, warum das Orakel lapidar und zweideutig in einem ist:

Kleine, familiäre Gemeinschaften explizieren ihre stillschweigenden Voraussetzungen, Wertvorstellungen, Überzeugungen und typischen Verhaltensmuster [„Traditionen“] nicht in ruhigen, ausgeglichenen Situationen vermittelt hinreichend distanzierter und

hinreichend präziser sprachlicher Wendungen. Sie vermitteln diese stillschweigenden Annahmen und Praktiken dem heranwachsenden Nachwuchs „intuitiv“ und „implizit“ in oft temperament- und affektvollen Handlungs-Situationen, wobei grundlegenden Muster und Strukturen dieser Situationen keinem der Beteiligten hinreichend offenbar sind. Noch dazu handelt es sich bei diesen Situationen um „asymmetrische“ Situationen zwischen erwachsenen Menschen und unerfahrenem Kind. Wenn wir nun einmal, sozusagen ganz fiktiv, voraussetzen, entscheidende Dinge im menschlichen Leben seinen Fragen um Themenkomplexe wie Sex, Macht, Gewalt und selbstverständlich auch Geld, dann bedeutet die Kürze und Zweideutigkeit des Orakels ganz einfach, dass über die wirklich entscheidenden Dinge nicht in angemessener, genügend präziser und ausgereifter Weise gesprochen und nachgedacht wird. Wir treffen auch hier auf sprachliche Wendungen des „wohlfeilen Ungefährs“, die in entsprechender Situation als hinreichend präzise akzeptiert werden, weil sie aus oft ganz „unsachlichen“ Gründen den entscheidenden Eindruck hinterlassen.

Th. Mann lässt den weisen Alten unter den Kaufleuten, die Joseph nach Ägypten mitführen, folgendes sagen: „Ich weiß, dass manches Geheimnis waltet in der scheinbar so offenkundigen Welt und seltsam Verschwiegene sein Wesen treibt hinter ihrem lauten Gerede. Ja, oft kam mir's vor, als ob die Welt nur darum so voller lauten Geredes sei, dass sich besser darunter verberge das Verschwiegene und überredet werde das Geheimnis, das hinter den Menschen und Dingen ist.“ – Die Art der leitenden Gesichtspunkte bei unserer Aufmerksamkeitslenkung sind uns m. E. „unbewusst“. Über bestimmte Interessen wollen wir nicht reden, verfolgen sie aber doch, ohne sie jemals im Lichte des Bewusstseins reflektiert zu haben, ohne recht darüber nachgedacht zu haben, was wir uns selbst und andern damit antun. Die Weisheit des alten Kaufmanns besteht also in einer Aufmerksamkeit auf Dinge, über die man aus irgendwelchen Gründen weder explizit noch laut redet. Das sind genau die wirkungsmächtigen Hintergründe Sex, Macht, Gewalt und Geld.

Selbst für die Frage, was die lebensmächtigen Dinge sind, gilt dieses Defizit. Offenbar befürchten wir Verunsicherung und ausufernde Weitläufigkeit der Auseinandersetzung, wenn wir in Fragen der wirksamen lebensmächtigen Hintergründe allzu explizit werden.

Weil wir in diesen Punkten nicht klar sehen, behandeln wir sie in der Weise stillschweigender und unpräziser Voraussetzungen und Annahmen; - in Andeutungen, beiläufigen Nebensätzen, Fußnoten und in beiläufigen, nicht recht dingfest zu machenden Hinweisen. Wir reden, selbst für unsere eigenen Zwecke, aus irgendwelchen Gründen nicht hinreichend präzise [z.B. auch über Themen wie Anerkennung, Macht u. dgl.] und bleiben daher in ganz entscheidenden Dingen zweideutig und unaufmerksam. Auch umgekehrt: weil wir unpräzise und zweideutig reden, kommen wir zu keiner [auch für eigene Zwecke] zureichenden Auffassung darüber, was die wirklich maßgeblichen Dinge in unserem Leben sind. Dabei sollten wir uns m. E. nicht zu sehr auf den Sex allein fixieren. Es handelt sich vielmehr um eine schwer zu durchdringende Gemengelage von verschiedenen Schicksalsmächten, wozu der Sex sicherlich gehört, aber eben ganz wesentlich in Zusammenhang mit Fragen von ökonomischer Existenz, von gesellschaftlicher Anerkennung, Macht und Moral. Die Komplexität im Gefüge unserer „wesentlichen“ Abhängigkeiten übersteigt m. E. unser faktisches Wissen davon in fast jedem Fall. „Du glaubst zu schieben, doch du wirst geschoben“, dichtet Goethe in entsprechendem Zusammenhang.

Unter dem Strich bleibt die Frage offen, ob wir durch entsprechende, auch persönlich durchdringende Erkenntnisse [lebensbestimmender Familien- und Gemeinschaftsmächte] Wiederholungsmuster wieder zu verflüssigen vermöchten, wenn sie uns zwanghaft und starr zu erscheinen beginnen.

Nach Auffassung des Aristoteles war es der Sinn der Tragödie mit ihrer in's übermenschliche Maß gesteigerten Darstellung menschlichen Verhängnisses und Scheiterns, eine affektive Reinigung bei den Zuschauern zu vollziehen. „Katharsis eis diagen“ hieß die Formel hierfür [in seiner Poetik], d.i. die Reinigung von Affekten und Scheinbarkeiten, die der Selbsterkenntnis im Wege stehen. Stimulanz des eigenen, befreienden Gedankens durch Werke der Kunst? Eine m. E. wirklich bemerkenswerte ästhetische Theorie.

Die Frage bleibt offen: Hätte Ödipus, ein Sohn solcher Eltern, durch die Vorgeschichte mit solchen Ungeheuerlichkeiten belastet, durch Vollzug der richtigen Art von Erkenntnis in der Rätselsituation [„ich bin es“] einen Ausweg aus dem Verhängnis finden können?

2. Sokrates

Verfolgen wir nun in einer anderen Linie, wie seriös bzw. zwielichtig das Orakel mit seinem legendären Leitspruch war, auf den sich auch heute noch so viele berufen.

Das alte Griechenland war nicht nur das Land der düsteren Bocksgesänge (Tragödien) und der Dramaturgie der Ausweglosigkeit. Es war zu einem kleinen Teil auch das Land der apollinischen Künste, der Philosophie und der freundlichen Sitten. Und das Orakel war ja eigentlich dem Apoll geweiht, dem Gott des Frühlichts und der aufgehenden Sonne.

Sokrates, ca. 30 Jahre nach Sophokles geboren, galt nach einem Spruch des delphischen Orakels als der Weiseste seiner Zeitgenossen. Ihm wird ein entsprechender Spruch zugeordnet, der es in sich hat: „Ich weiß, dass ich nichts weiß.“ Diese Denkfigur des wissenden Nicht-wissens wird uns nun beschäftigen.

Chairephon, ein Schüler des Sokrates, soll das Orakel in Delphi nach dem Weisesten unter den Menschen befragt haben und erfuhr: „An Weisheit nimmt es keiner auf mit Sokrates.“

Wenn das Orakel dem Sokrates wirklich den Rang des bedeutendsten Weisen seiner Zeit zuerkannt haben sollte, steht zu erwarten, dass es Sokrates wissendes Nicht-Wissen als höchste Stufe der Selbsterkenntnis angesehen hat, denn das „Gnothi seauton“ war ja als Motto der Weisheit nicht widerrufen worden, sondern wurde allenfalls durch einen neuen Interpretationsansatz einem erweiterten Verständnis erschlossen. Ob sich nicht auch dahinter eine Tücke verbirgt? Dies soll unsere nächste Überlegung sein.

Beginnen wir zunächst mit einer harmloseren Betrachtung des „Erkenne dich selbst!“ Der Spruch „erkenne dich selbst!“ wird oft mit einem Zusatz genannt: „Erkenne, wer und was du bist! Erkenne dich als das sterbliche, nicht göttliche Wesen, als den Menschen.“

Hier besteht die Möglichkeit, den Spruch als Warnung vor „frevelhafter“ oder wirklichkeitsvergessender Selbstüberhebung zu verstehen. Ganz Ähnliches kennen wir aus der jüdisch-christlichen Tradition: „Herr, lehre uns zu bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“ (Psalm 90) Zwar wird auch hier nicht gesagt, ob daraus eindeutige Folgerungen für das Leben zu ziehen sind, und welche dies sind, aber der

Spruch enthält in dieser Lesart weder etwas Hinterlistiges noch etwas Paradoxes. Er bringt einen „wirklichen“, „inhaltlichen“ Gesichtspunkt in Erinnerung, unter dem man das Leben betrachten kann und unter dem man es vielleicht auch mitunter betrachten sollte. So auch die römische Grabinschrift, die uns darauf aufmerksam macht, dass auch wir eines Tages „gewesen sein werden“: „Fui, non sum, es, non fueris“, lautet die Inschrift. – Ich sehe darin eine Aufforderung, uns von unseren Alltagsinteressen von Zeit zu Zeit einmal ein wenig zu distanzieren und über unseren eingegengten Gesichtskreis ein wenig hinaus zu denken. Der Autor der römischen Inschrift wusste offenbar, wie sehr das Leiden an Horizontverengung unter Menschen zu allen Zeiten grassiert.

Auch für Horaz, den Dichter epikureischer Lebensklugheit, spielt der Todesgedanke eine besondere Rolle: Er rät uns, weit ausgreifende Pläne auf das Maß unseres einmaligen und endlichen Lebens zurückzuschrauben. In diesem Fall soll uns die Bescheidung unserer Vorhaben vor nutzloser Ambition und Überforderung schützen. Um Raum dafür zu gewinnen, - wiederum vermittelt einer Wendung des „wohlfeilen Ungefährs“ gesprochen, -,worauf es wirklich ankommt.“ – Ich halte es für möglich, dass wir in diesem Punkt in eine Mystik des Unaussprechlichen geraten. – Manchmal kommt es einfach darauf an, zur rechten Zeit im richtigen Zug zu sitzen.

Unentrinnbar ist in dieser Betrachtung nur unser letzter, eigentlicher und endgültiger Tod. Heutzutage überleben wir Menschen [in den westlichen medizinisch hochversorgten Ländern] sehr vieles [fast alles], aber unseren letzten und endgültigen Tod überleben wir auch heute nicht; - trotz Nahtoderfahrung u. dgl..

Die Zumutung der Einsicht in die eigene Sterblichkeit ist m. E. erheblich, aber für sich allein genommen nicht so niederschmetternd wie im Falle eines noch hinzukommenden unentrinnbaren Verhängnisses in allen wesentlichen Einzelsituationen unseres Lebens. Der Tod ist unausweichlich, kommt aber noch ein Verhängnis hinzu, das sich von einer Entscheidungssituation zur nächsten ohne Möglichkeit der Gegensteuerung zwangsläufig vollzieht, dann wird unser Leben wahrhaft deprimierend, weil es dann sozusagen zu unserem Verhängnis wird, sterben zu müssen, bevor wir überhaupt gelebt haben. Die Einsicht in unsere Sterblichkeit kann deshalb durchaus ein Gesichtspunkt einer „humanistischen“ Psychologie sein, die Annahme eines blinden, unentrinnbaren Fatalismus m. E. nicht. Die Aufforderung zur Selbsterkenntnis derart, dass ich erkennen soll, dass es mein Verhängnis ist, mein Verhängnis nicht erkennen zu können, und ohne dass mir diese Selbsterkenntnis etwas sollte nützen können, halte ich in der Tat für schwarz-pädagogisch und halsbrecherisch.

Auch Sokrates Standpunkt des wissenden Nicht-Wissens setzt zum Gesichtspunkt der Sterblichkeit des Menschen etwas Weiteres hinzu. Sokrates entdeckte, dass wir in vielen Fällen dasjenige nicht wissen, was wir zu wissen glauben. In frühen Dialogen Platons wird uns vorgeführt, wie Sokrates erkennt, dass wir in zentralen Dingen unseres Lebens lediglich einem Scheinwissen huldigen; - nämlich infolge der Unexpliziertheit unserer Grundbegriffe. Er drängt seine Gesprächspartner auf allgemeine Fragen nach Gerechtigkeit, Wahrheit, richtigem Leben, Freundschaft, Frömmigkeit und entdeckt, dass wir in allen diesen Themen über keine hinreichend präzisen Kriterien verfügen, um über das Zutreffen unserer Begriffe in verschiedenen Situationen zu entscheiden. Also wissen wir im Grunde genommen gar nicht, was es mit Wahrheit, Gerechtigkeit, richtigem Leben u. dgl. auf sich hat.

Ich führe einige weitere Beispiele für Begriffe bzw. Begriffsversuche an, die wahrscheinlich alle nicht hinreichend präzisiert werden können, dennoch aber in unserer alltäglichen Verständigung in herausragender Bedeutung auftreten: Gerechtigkeit, Freiheit, Kultur, Religion, Vernunft, Wissenschaft, Fortschritt, Niveau, Bildung, Sünde, Tapferkeit, Vornehmheit, Wert, Moral, Wichtigkeit, Geschmack, Schönheit, Eleganz. Es fällt mir auf, dass es sich fast ausnahmslos um Phänomene der menschlichen Wirklichkeit handelt, meistens verbunden mit irgendwelchen wertenden Gesichtspunkten ethischer und/ oder ästhetischer Art. Oft genug sind diese Begriffe darüber hinaus mit „ideologischen“ Konnotationen befrachtet oder belastet. Wenn wir nun in mehr oder weniger offenen und freizügigen Gesprächssituationen mit diesen Begriffen bzw. entsprechenden Wortbedeutungen argumentieren, uns sozusagen auf einem Assoziations-teppich bewegend, geschieht es fast zwangsläufig, dass wir die fraglichen Begriffe entweder zu weit oder zu eng fassen, um dann vielleicht in der Not bei einer ursprünglichen und „eigentlichen“ Wortbedeutung aus der griechischen oder lateinischen Sprache unsere Zuflucht zu suchen, wenn dies möglich ist.

Was z. B. ist Kultur, fragen wir uns. – „Ein kultivierter Mensch ist ein Mensch mit einer großen Wohnung, einer Familie, Dienern und einem Automobil“, sagt jemand versuchsweise. – „Kultur ist Goethe, Schiller, Mozart und Beethoven“, sagt ein zweiter. „Mit Messer und Gabel essen“, ein dritter. – „Zur ästhetischen Kultur gehört die Pflege der Beschaulichkeit in aller Tätigkeit“, hören wir von Paul Häberlin. Und aus der Zeitung wissen wir, dass es eine politische Streitkultur gibt, eine Gesprächskultur usw.. Meist erinnert man sich an diese „Kulturen“, indem man ihren Zerfall bedauert und beklagt.

„Den Zustand, in dem sich einzelne Menschen oder Gemeinschaften mit Rücksicht auf ihre Tauglichkeit zur Bewirkung von irgendwelchen Zwecken befinden, nennen wir ihre Kultur“, schrieb Julius Ebbinghaus im Gefolge Kants. – Kant in der „Kritik der Urteilskraft“: „Die Hervorbringung der Tauglichkeit eines vernünftigen Wesens zu beliebigen Zwecken überhaupt (folglich in seiner Freiheit) ist die Kultur.“ (S. 391) – „In’s Lebensdienliche umgearbeitete Natur“ u. dgl. ist mir von A. Gehlen in Erinnerung.

Und nun der Rückzug zur lateinischen Wortbedeutung: „colo, colui, cultus“ – a. bebauen, bearbeiten (den Acker) b. wohnen, ansässig sein c. Sorge tragen, schmücken d. verehren, anbeten. – Und nun die Frage in concreto: „Hat Hans Kultur?“ – Korrekte Antwort, die eigentlich in der Zurückweisung der Frage besteht: „Das kommt ganz darauf an, was du darunter verstehst!“

Bei Überlegungen bezüglich von Wortbedeutungen und Kriterien des Zu- und Absprechens von Prädikaten, vornehmlich aus dem Bereich der menschlichen Lebenswirklichkeit, kann sich leicht der Eindruck einer „Zersetzung“ unserer Aussageinhalte unter dem analytischen Blick einstellen. Können wir wissen und verstehen, was wir sagen, wenn so viele unserer Worte und Formulierungen nur „ein wohlfeiles Ungefähr“ (Th. Mann) bedeuten? Was ist gesagt mit dem, was wir sagen oder gesagt haben? – Man könnte versucht sein, unpräzise, bzw. nicht hinreichend präzise Reden in Bausch und Bogen einfach zurückzuweisen und Annahmen, die ungeklärte Voraussetzungen enthalten, probeweise einmal „auf Eis zu legen“. Leider aber zeigt sich, dass sich unklare Reden gar nicht so leicht vermeiden lassen, und dass sich das Spiel sogar auf höheren Ebenen wiederholt. Wendungen des „wohlfeilen Ungefährs“ sind allgegenwärtig. Sie sind unserem geistig-sprachlichen Leben unentbehrlich. Auch unsere Begriffe von „Wortbedeutung“, „präziser Redewendung“ u. dgl. sind nur schwer – wenn überhaupt –

zu definieren. „Definire“ – abgrenzen, näher bestimmen, festsetzen. - Bei Descartes z.B. ist der Begriff der „klaren und deutlichen“ Erkenntnis einer der heikelsten Punkte.

Letztlich sind wir „verdammte dazu“, bzw. „verurteilt dazu“, mit vagen Begriffsversuchen [fragwürdigen Klassifikationskriterien] auszukommen. Sie lassen sich in vielen Fällen nicht vermeiden. Dies gilt vornehmlich für die „anspruchsvolleren Aspekte“ der menschlichen Wirklichkeit, für Fakten mit historischen, gesellschaftlichen, ökonomischen, psychologischen, normativen und anderen Aspekten. Wir sind hinsichtlich vieler, für uns sogar wichtiger Dinge nicht in der Lage, sie auf hinreichend präzise Weise zur Sprache zu bringen. Jedenfalls nicht so, dass alle berechtigten Rückfragen beantwortet werden könnten. Wer nur hinreichend präzise Formulierungen akzeptieren wollte, der müsste von vielen Dingen schweigen lernen.

In Folge unserer teilweise vagen Formulierungen wissen wir dann natürlich im Nachhinein nicht recht, was es eigentlich war und ist, was wir mit unseren Annahmen angenommen haben und was wir vermittels unserer vermeintlichen oder wirklichen Erkenntnisse tatsächlich erkannt haben. Wegen der unpräzisen, eventuell unpräzisierungsfähigen Aussageinhalte in fast allen unseren angeblichen oder wirklichen Einsichten und Wahrheiten.

Wir müssen insbesondere mit Bedauern zugeben, dass es der Menschheit bisher nicht gelungen ist, in den elementarsten Fragen der Gerechtigkeit und Mitmenschlichkeit, sowie den entsprechenden Kriterien dafür, einen „Minimalkonsens“ bzw. ein „Minimalethos“ zu etablieren. Selbst eine Minimal-Definition im Sinne einer willkürlich festgesetzten, dann aber allgemein „gültigen“ Spielregel steht uns nicht zur Verfügung. Das „Spiel“ läuft zum Teil nach festgesetzten, zum Teil aber auch nach allererst zu findenden Regeln.

Wer sich nach dem 11. September 2001 auf den allenthalben propagierten Kampf gegen den Terrorismus verständigen möchte, steht vor dem Problem, dass von allen Seiten die jeweils andere Seite als terroristisch und menschenverachtend empfunden wird. Dabei wird keine der beiden Seiten den Begriff „Terrorismus“ so anerkennen, wie ihn die andere Seite bestimmen möchte. Da wir ohne Begriffe die Wirklichkeit aber nicht zu erkennen vermögen, wird die jeweilige Begriffsablehnung, die jede Seite wechselseitig von der andern [bezüglich ihres Terrorismusbegriffs] erfährt, als „Denkverbot“ empfunden. Man wird zu „ideologiekritischen“ Betrachtungen fortschreiten. Misstrauen, Verdacht, wechselseitige Unterstellung und Verschwörungstheorien sind damit zwangsläufig verbunden.

Ein sokratischer Wissensanspruch folgender Art erscheint mir berechtigt: Erkennbar ist, dass unsere Begriffe in vielen konkreten Fällen nicht hinreichend präzise sind, um uns in die Lage zu versetzen zu entscheiden, ob sie im gegebenen Einzelfall anwendbar sind oder nicht. – Und genau in diesem Sinn kann man Sokrates Denkfigur des wissenden Nicht-Wissens verstehen. – Es würde sich in diesem Fall nicht um eine generelle Skepsis handeln, sondern um die Entdeckung, dass im Bereich der menschlichen Wirklichkeit viele auf den ersten Blick geeigneten Begriffe sich bei vertiefenden Rückfragen als nicht genügend bestimmt erweisen. – Die Begriffe bzw. die Begriffsversuche sind nicht hinreichend präzise, um berechtigte, vertiefende Rückfragen befriedigend zu beantworten.

Um diesen Aspekt zu illustrieren, wähle ich eine Stelle aus Phaidros. Im Phaidros bringt Platon eine anmutige Dialektik um die Begriffe „Liebe“, „Wahnsinn“ und „Vernunft“ in Gang. Da besonders die erotische Verliebtheit [und Liebe] manchen Formen des Wahnsinns nahe komme, wäre es nach der dort versuchten Argumentation ratsamer sich mit Nicht-Verliebten [und Nicht-Liebenden] als mit Verliebten [und Liebenden] einzulassen. Denn es ist nicht leicht mit Vernunft zu begründen, dass man der Unvernunft folgen solle, es sei denn, diese Unvernunft sei eine höhere Art von Vernunft. Die Rede von der „höheren“ Art der Vernunft führt uns aber wieder in eine schwer zu beantwortende Rückfrage.

Sokrates spricht: „In allen Dingen ... gibt es nur einen Anfang für die, welche richtig ratschlagen wollen: sie müssen wissen, worüber sie Rat pflegen, oder werden notwendig das Ganze verfehlen. Die meisten nun merken nicht, dass sie das Wesen eines jeden Dinges nicht kennen. Als kennten sie es also, verständigen sie sich nicht darüber im Anfang der Untersuchung, und im Fortgang bezahlen sie dann die Gebühr, sie sind nämlich weder jeder mit sich selbst noch untereinander einig.“ [Phaidros, 237 b –c]

Sokrates beruft sich hier also tatsächlich auf das Phänomen der sprachlichen Verständigung mit nicht hinreichend scharf definierten Begriffen, worauf die Erzeugung von Widersprüchen [und „Aporien“] in seinen Dialogen beruht. Offen an dieser Stelle ist die Frage, ob es uns gelingen kann, unseren Sprachgebrauch von vornherein so weit explizit und eindeutig zu gestalten, dass Missverständnisse und Widersprüche zu vermeiden sind. Denn die Bedeutung der Wörter beruht oft nur auf stillschweigender Übereinkunft. Versucht man aber, stillschweigende Übereinkünfte durch ausdrückliche Übereinkünfte zu ersetzen, so erlebt man, dass dies nur zu geringem Teil gelingt, mitunter sogar Endlosdiskussionen und Widersprüche entstehen. Damit ist die Situation des sokratischen [wissenden] Nicht-Wissens produziert: Es ist eine Situation der tatsächlichen Dialog- und Kommunikationserfahrung, die hier beschrieben wird. Nicht hinreichend präziserte Begriffe führen uns darauf, dass offene Fragen bestehen, die eigentlich niemand beantworten kann. Vor allem finden sich letztlich keine Antworten mit einem allgemeinen Konsens.

Ich lasse hier die Frage offen, ob eine Abgrenzung zwischen Wissenschaften des menschlichen Lebens (mit mehr oder weniger unpräzisen Begriffen) und strengen Wissenschaften mit effektiv definierten Begriffen durchführbar erscheint. Eine gewisse Zahl von undefinierten Grundbegriffen wird es in allen Erkenntnisbereichen geben, aber man kann sie eventuell in einer Ordnung von axiomatischen Grundaussagen organisieren, was der Klarheit der entsprechenden Wissenschaft erheblich dient. Euklids „Elemente“ sind das wirkungsmächtigste Beispiel dieser Art von Wissenschaftsauffassung geworden. Auch außerhalb der Geometrie gibt es Beispiele für Axiomatisierungen. Man findet solche Beispiele als Anhänge in Büchern über moderne symbolische Logik im Anschluss an Frege, Russell und Carnap. Ein Beispiel zu Grundaussagen der modernen, relativistischen Physik hat mir besonders imponiert.

Der Begriff der physikalischen Energie z. B., - falls es sich hier um einen effektiv definierbaren Begriff einer strengen und dabei wirklichkeitsbezogenen Wissenschaft handeln sollte, ist enorm schwierig in seinem exakten Inhalt zu fassen. - Diesem Sachverhalt kontrastieren zum Teil „esoterische“ Konzepte geheimnisvoll zu verspürender Energien [„prana“, „reiki“], die eigene Definitionen erfordern würden. Das physikalische Konzept tritt als quantitativer Begriff [„Zustandsgröße“] im Umkreis personunabhängiger, „objektiver“ Messverfahren auf. Die Verwendung des Begriffs in der heutigen esoterischen Szene zielt m. E. weitgehend auf Imageverbesserung durch Anlehnung an die exakte Wissenschaft. – Weitgehend“, nicht „völlig“. - Dem entspricht

auch die Rede von „Bewusstseins“ und „Körpertechniken“, wo es eigentlich um den Menschen und nicht um „Techniken“ mit berechenbaren Wirkungszusammenhängen geht. Das alles zeigt in der Hauptsache unseren unkritischen Glauben an Naturwissenschaft und technische Machbarkeit. Das ist die Gestalt des Wissens, die heute die größte Anerkennung genießt.

Das Wort „Energie“, - ebenfalls griechischen Ursprungs und dort in etwa „Wirklichkeit“ oder „Wirksamkeit“ bedeutend, mag uns heute sehr vertraut sein, aber der exakte Aussageinhalt z. B. des physikalischen Konzepts ist uns zumindest selten gegenwärtig. In vielen Situationen wüssten wir nicht zu sagen, ob wir das physikalische oder ein anderswie definiertes Konzept von Energie sachlich berechtigt applizieren, und welches es ist. - Die Vertrautheit mit gangbaren [„bekanntem“] Konzepten führt uns zu subjektiv angenommenen Sicherheiten ohne wirklichen Begriff. Wir glauben etwas zu wissen, in Wirklichkeit aber wissen wir nichts hinreichend Bestimmtes.

Das Orakel zu Delphi also rühmte den Sokrates, weil er erkannt hatte, dass wir nicht wissen, was wir zu wissen glauben, insbesondere im menschlichen Bereich [und insbesondere bezüglich dessen ‚anspruchsvolleren‘ Aspekten]. Infolge einer weit verbreiteten Unschärfe, mit der wir unsere Selbstausslegung vollziehen. - Zu allem Überfluss sind hier die angeblichen Zwecke selten die wirklichen. Von Freiheit und Gerechtigkeit wird geredet, um Macht und Ansehen wird tatsächlich gekämpft. Auch aus diesem Grund kann uns das Wort verdächtig werden. Es gibt einen moralischen Schein, für den wir sogar plädieren müssen, denn mit der offenen Missachtung aller guten Sitten wäre ja alles noch viel schlimmer. Die Heuchelei aber enthält zumindest die formelle Anerkennung der Tugend.

Die Tatsache, dass wir die Erkenntnis der menschlichen Dinge mit fragwürdigen Begriffen vollziehen, bedeutet für die Selbsterkenntnis zunächst folgendes:

Ich bin derjenige, der mangels genügend präzisierter Begriffe nicht weiß [und vielleicht gar nicht wissen kann], wer oder was er ist. Das ist der sozusagen „existentielle“ Aspekt des sokratischen Nicht-wissens. Man kann ihn auf die Spitze treiben, indem man erklärt, man wisse oder vermute, dasjenige Wesen zu sein, das von sich selbst nicht wissen könne, wer oder was es ist.

In dieser Variante entdecken wir ein Stück befreiender Kraft der sokratischen Reflexion: unser Wesen und unsere typischen Eigenschaften kann durch Fremd- und Selbstausslegung gar nicht so leicht festgestellt und festgelegt werden, wie wir das oft glauben, weil unsere (angenommenen) Begriffe gar nicht so viel beinhalten, wie wir glauben. Sie beinhalten oft nicht das, was wir glauben, oder wenigstens nicht so viel, wie wir glauben. Der aussage-analytische Blick „zersetzt“ [„zerfällt“] sehr viele angebliche Gewissheiten, allerdings wird uns durch seine Anwendung eine eigentümliche Art von Distanzierungsvermögen bezüglich unserer selbst und unserer Situation bewusst. Falls sich daraus die sokratische Heiterkeit ergibt, die wir z. B. in Platons Symposion oder im Phaidros verspüren, ist die Durchführung solcher Analysen nicht einmal eine unangenehme Sache. Diese Heiterkeit kann sogar zur „Quelle glücklicher Einfälle“ werden, wenn man merkt, dass es für viele Situationen Optionen der Deutung gibt, die in manchen Fällen sogar den Blick für bisher unerkannte Optionen des Handels öffnen. Der Ausweg findet sich allerdings nur selten da, wo man ihn sucht.

Sokrates also macht uns darauf aufmerksam, dass wir nicht wirklich wissen, was wir zu wissen glauben. Mangels ausreichender Präzision und Entscheidbarkeit unserer Begriffe sind immer Situationen anführbar, in denen wir nicht entscheiden könnten, ob ein gegebener Aussageinhalt zutrifft oder nicht. Wir bemerken, dass bezüglich unserer Auffassungen von uns selbst und von der uns umgebenden Wirklichkeit offene Fragen bestehen, wir befinden uns in einer unumgänglich „hermeneutischen“ Situation. Ich nenne die Situation „hermeneutisch“, weil die Wendungen, vermittelt derer wir sie beschreiben, vieldeutig und missverständlich, also der Interpretation bedürftig sind.

Die hermeneutische Eigenschaft unseres Bewusstseins besteht m. E. darin, dass unser Denken zwangsläufig mit deutungsbedürftigen Wendungen operieren muss. Logische Eigenschaft des menschlichen Bewusstseins in teilweisem Unterschied dazu ist, dass wir uns nur vermittelt begrifflicher und aussagemäßiger „Denkinhalte“ auf Gegenstände dieses Bewusstseins beziehen können. Welcher Art aber dieser Begriffe sind, qualitativ oder quantitativ, präzise oder unpräzise, davon weiß die „allgemeine“ Logik nichts. Der Hermeneutiker bringt den Sachverhalt der Vielsinnigkeit und Mehrdeutigkeit vieler unserer „Denkinhalte“ und sprachlicher Wendungen zur Geltung und hat damit einen etwas konkreteren Ansatz als der logische Bewusstseinsphilosoph. Durch den Ansatz bei den Denk- und Ausdrucksmitteln gibt es eine Verbindung der philosophischen Hermeneutik zur ordinary-language-Philosophie, auch wenn z. B. der späte Ludwig Wittgenstein sich eher an alltägliche Beispiele gängiger Sprachspiele hält, H. G. Gadamer dagegen große begriffs- und ideengeschichtliche Themen und Zusammenhänge favorisiert, z. B. im Falle des Freiheits- oder Wahrheitsbegriff.

Hermeneutische Eigenschaften des menschlichen Bewusstseins sind: Selektivität der Wahrnehmung, Multidimensionalität des Äußerungssinnes [einer Rede oder eines Textes], Assoziativität der Redeweisen, analogisches Denken, modell-projizierendes Denken, poetisch-verdichtende Qualitäten des Denkens, Konstruktivität des Denkens, Flexibilität der Redewendungen usw.. Man kann wohl alle diese Merkmale beim Studium von Überlieferungsketten [Traditionslinien] z. B. in Bezug auf religiöse Glaubensinhalte entdecken. Hier erscheint eine Fortpflanzungsforschung bezüglich bestimmter Redeweisen und Vorstellungskomplexe möglich. – Dabei sind es oft die unpräzisesten Begriffe, die am meisten Geschichte machen. So Ludwig Marcuse in seinem „Märchen von der Sicherheit“. – Das Wort „Sicherheit“ umfasst übrigens eine imposante Begriffsgeschichte von der religiösen certitudo [Heilsvertrauen] bis zur versicherungswirtschaftlichen securitas. – „Securitas“ für „Sorglosigkeit“ bis „Schutz“.

Die Tatsache, dass letztem abschließende Worte in grundlegenden menschlichen Dingen nicht gesprochen werden können, steht m. E. ebenfalls in engem Zusammenhang mit der hermeneutischen Dimension unseres Bewusstseins: unser Bewusstsein bewegt sich „unhintergebar“ im Medium von Wendungen „des wohlfeilen Ungefährs“. – Die Unvollkommenheit unserer Sprache ist eine Seite der Medaille, die andere Seite ist eben eine enorme Flexibilität bezüglich vielfältiger, eventuell noch unbekannter Situationen. Treffendes Sinnbild des „präzisen“ Begriffs wäre in der Tat das Bett des Prokrustes: Beständig stehen wir nämlich mit unserem Denk- und Sprechvermögen vor Situationen, in denen unsere „Kriterien“ nur „in etwa“ passen. Die Wirklichkeit müsste gedehnt und geschnitten werden, um unserem Fassungsvermögen zu entsprechen, könnte es nur mit präzisen Begriffen operieren. In dieser Situation hat der Mensch es vorgezogen, eine fuzzy-Logik des „wohlfeilen Ungefährs“ zu entwickeln, die wohl eher „geübt“ werden muss als durch Regelwissen „gelehrt“ werden kann.

Es ist interessant zu sehen, dass man sich bezüglich fast aller alltäglichen Begriffsversuche in aporetische Situationen manövrieren kann. Das gilt nicht nur für Wertbegriffe und die äußerst schwierigen Fragen der vergeltenden Gerechtigkeit. Nehmen wir z. B. die Begriffe der Pflanze und des Tieres, so ist leicht zu entdecken, dass die Wirklichkeit unentscheidbare Phänomene und „Übergangsbereiche“ enthält. In bestimmten wirklichen und erst recht in denkbaren Fällen und Situationen sind die Prädikate nicht entscheidbar. In solchen Situationen drängt sich dann die Frage auf, was eigentlich genau diese Prädikate beinhalten, und man landet bei dem vielleicht widersinnigen Unterfangen, präzise Kriterien für die Anwendung unpräziser Aussageinhalte herauszufinden.

Sokrates befreit uns aus dem Gefängnis unserer Meinungen und fixierten Erwartungen. „Ihr versteht nicht, was ihr zu verstehen glaubt. Fast jede eurer Aussagen fordert relativierende, einschränkende Folgeaussagen, um ihren Inhalt klar herauszustellen. Am Schluss kann niemand genau sagen, was eigentlich gesagt wurde mit dem, das gesagt wurde.“ Wir stoßen auf das Phänomen einer Sprachverwirrung, sobald wir den Versuch machen, hinreichend präzise, definitiv und unmissverständlich über die menschlichen Angelegenheiten zu sprechen.

Der Mensch ist nicht zu endgültigem und unmissverständlichem Wissen [Verstehen] von sich selbst und seiner Situation befähigt. Er weiß nicht einmal, was die Sätze über sich selbst bedeuten würden, falls sie wahr wären. Sie sind nicht eindeutig analysierbar, ihre Wahrheit ist nicht wirklich [endgültig] entscheidbar. [Nach dem Motto „Roma locuta, causa finita.“] Hier ergibt sich das Thema: „Welche Fragen sind derart, dass die Antworten auf sie eindeutig auf wahr oder falsch entschieden werden können?“

Die Verwendung von „Wissen“ und „Verstehen“ nehme ich, dem Sprachgebrauch folgend, als weitgehend deckungsgleich.

Ein letzter Punkt: das Selbstdementi

Nach all dem bleibt eine sehr schwierige Frage offen. Sie stellt den Grund dafür dar, dass ich auch die Auszeichnung des Sokrates [als Weisesten der damaligen Zeit] zu den Perfidien des Orakels rechnen möchte. Enthält Sokrates wissendes Nichtwissen nicht ein Selbst-Dementi?

Th. Mann macht zu Beginn seines monumentalen Josephs-Romans folgende interessante Bemerkung: Der Geist erwirbt sich aus eigenem „gegen sich selbst sich richtenden Urteilsdrange“ einen schlechten Ruf. Dies entspreche seinem „Wesen“. Verschiedene, bedenkenswerte Formen von Selbst-Dementi finden wir auch in fernöstlichen Denksystemen. Beispiel: „Aus Wort-, Sinn- und Erkenntnis-Differenzierungen folgt nur eine verwirnte nachdenkliche Übereinstimmung.“ [Yoga-Sutra des Patanyali]

Gehen wir zunächst wieder zurück zu den Begriffen und der Tatsache, dass sie in vielen Fällen nicht hinreichend präzise sind, um zu einem eindeutigen Urteil (Aussage) zu gelangen. Sind Sokrates' Begriffe hinreichend präzise um zu erkennen, dass so viele alltägliche Aussagen in ihrem Inhalt unbestimmt und somit in ihrer Gültigkeit [in vielen Fällen] nicht recht entscheidbar sind? Verfügen wir über einen Begriff des hinreichend präzisierten Begriffs? Verfügen wir über den entscheidbaren Begriff des wissbaren Wissens, um erkennen zu können, dass wir mit unseren Alltagsmeinungen meistens gar nicht so viel zu sagen haben?

In einem ersten Versuch, diese Frage zu beantworten, müssen wir die Tatsache würdigen, dass sich Sokrates wissendes Unwissen aus der Erfahrung aporetischer, eventuell

sogar fruchtloser Diskussionen in begrifflichen Fragen ergibt. Solche Erfahrungen lassen sich auch heute bei entsprechender Geduld jederzeit machen. Das Für und Wider z. B. in ethisch wertenden oder weltanschaulich allgemein gehaltenen Fragen mit einer Fülle verschiedener Aspekte und fortwährend sich verschiebenden Akzenten kann den Sachverhalt illustrieren. Wir helfen uns dagegen, indem wir allzu allgemeine Fragen auf Detailfragen eingrenzen und in einem methodisch detaillierten Verfahren, einem Spiel nach eng umrissener Regeln und Standards detaillierte Probleme zur Entscheidung bringen. - Natürlich spielen auch Machtworte und die Berufung auf entsprechende Autoritäten eine große Rolle. - Allgemeine Fragen wie z. B. nach dem Unterschied von vernünftigem Religionsglauben und Religionswahn [superstitio] hat man wegen der Erfahrung endloser, fruchtloser, oft sogar destruktiver und letztlich unentschiedener Streitigkeiten weitgehend aufgegeben. Bei allgemeinen Fragen nach der Wissenschaftlichkeit menschlicher Wissenschaft oder der Gerechtigkeit menschlicher Rechtssetzungen steht uns möglicherweise Ähnliches bevor. Quot caputes, tot sententiae, das war bereits römische Lebensklugheit. Unserem Urteil durch ungewohnte und überraschende Sichtweisen einer Situation aufzuhelfen, ist eine Aufgabe, die z. B. einem Satiriker zufallen könnte. Sokrates Überlegungen im Phaidros, ob es nicht besser sei, vernünftigen und besonnenen Menschen „in der Liebe“ „zu willfahren“ als denen, „die Liebe hegen“, ist der Ansatz zu einer philosophischen Reflexion über die Vernünftigkeit unserer Vernunft in einem satirischen Gewand.

Man kann darauf antworten, dass wirklich vernünftige Menschen nicht wollen würden, dass man ihnen willfahre, sondern die Freiheit, besonders die der sexuellen Selbstbestimmung, achten. Aber auch das ist eine Wendung des wohlfeilen Ungefährs.

Aber zurück zu der Schwierigkeit, die sich ergibt, wenn wir uns den Standpunkt einer prinzipiellen Unentscheidbarkeit all unserer Begriffe zu eigen machen!

Wenn all unsere Begriffe unentscheidbar wären, dann wäre auch der Begriff des unentscheidbaren Begriffs in den Einzelfällen unserer alltäglichen Aussageinhalte jeweils unentscheidbar. Wir wüssten auch in diesem Fall nicht wirklich, was wir zu wissen glauben. Sokrates Ausspruch wäre ein Selbstdementi.

Und ein Selbstdementi sollte nach dem Spruch des Orakels die höchste Gestalt des uns erreichbaren Wissens sein? – Und weiter: Besteht z. B. die Möglichkeit, dass gerade der Satz von der Unentscheidbarkeit all unserer Begriffe in seiner Gültigkeit selbst unentscheidbar [mangels hinreichend präzisierter Kriterien] ist? Und vielleicht dennoch wahr? – Sokrates kann vielleicht nicht wirklich wissen, dass er nichts weiß, aber er kann es vermuten. Möglicherweise hat er auf unentscheidbare Weise Recht. Das bedeutet dann aber auch, dass vieles von dem, was man zu wissen glaubt, vielleicht tatsächlich wahr ist, obwohl uns eine hinreichend präzise Gültigkeitsentscheidung nicht gelingt. Wir wissen möglicherweise mancherlei, ohne dass uns die Vergewisserung wahrhaften Wissens wirklich gelingt.

Diesen Fragenkreis hat Sokrates offen gelassen. Allerdings geht der Platonische Sokrates letztlich den Weg zu einem wirklich wissbaren Wissen [„Ideenlehre“], das sich von den alltäglich vorgefassten Meinungen durch den Bezug auf „ideale“ Kriterien unterscheidet. – Die Bewunderung für die Geometrie spielte hier eine große Rolle. - So lernt man bezüglich der menschlichen Dinge, die ideale Präzision nicht gestatten, zumindest die freizügige Abwägung des Für und Wider in delikaten Fragen [z. B. in puncto Eros und Liebe im Symposion], wo man bereits im Besitz der Wahrheit zu sein

glaubte, es aber [infolge gelingender Herbeiführung aporetischer Diskussionslagen] offensichtlich nicht ist. Platon versucht mit seiner Ideenlehre eine Antwort auf das Problem des wirklich wissbaren Wissens zu geben. Insofern also der platonische Sokrates erkennt, dass in den meisten Fällen offene Fragen bestehen, nimmt er dies nicht als Rechtfertigung zur Universalskepsis [bei vielleicht gleichzeitig bestehender Bereitschaft zu dezidierten Urteilen] und als letztes Wort, sondern als Anreiz zu weiteren und vor allem besseren, mehr Erfolg versprechenden Fragen und Antworten. – Das ist auch ein wichtiger Punkt: andere Fragen stellen zu lernen, wenn bestimmte nicht weiter führen. – Sokrates Behauptung der Unentscheidbarkeit unserer alltäglichen Aussageinhalte wird derart zu einer Offenheit für ergänzende und vertiefende Rückfragen und bringt damit eine Bewegung in Richtung auf befriedigenderes und besseres Wissen in Gang.

Wenn wir ihn also konstruktiv interpretieren, tritt er mit seinem wissenden Nicht-wissen aus der Perfidie des Orakels heraus und sagt uns:

„Ich verfüge über einen Vorbegriff von entscheidbarem Wissen, von dem aus ich viele Fälle von behauptetem Wissens als wesentlich unpräzise, ergänzungsbedürftig und zum Teil als unentscheidbar erkennen kann.“ Es könnte doch sein, dass uns die bloße Fiktion eines entscheidbaren Wissens [ein in bestimmter Hinsicht hinreichend präziser Begriff des Wissens] in die Lage versetzt, von dem hypothetischen, fallibilistischen, zumindest aber ergänzungsbedürftigen Charakter aller sonstigen Behauptungen zu sprechen. Wer jedenfalls lediglich das Faktum anführt, er habe bisher noch von keinen unumstrittenen und sicheren Wissensbeständen gehört, der muss damit rechnen, vielleicht doch einmal auf eine Ausnahme zu treffen. Bereiche wissbaren Nicht-wissens hängen offenbar [auf tiefgründige Weise] mit dem Anspruch auf Wissbarkeit um Wissen und Nicht-wissen zusammen.

Dieser Punkt führt uns m. E. letztlich in eine Philosophie Kantischer Machart: Was ist es denn, wovon wir etwas mit Gewissheit wissen können? Können wir z. B. wissen, dass unsere alltäglichen Begriffe nicht hinreichend präzise sind, um die Wahrheit unserer Aussagen zur Entscheidung zu bringen? Und in welchen Gebieten sieht das anders aus? – Hier ergeben sich die traditionellen Anlehnungen an mathematische und geometrische „Wissensformen“, die Bewunderung von Euklids Axiomatik, die Propagierung zunächst mathematischer, dann aber auch empirisch-naturwissenschaftlicher Standards [nach entsprechend großartigen Erfolgen]. Es handelt sich um Versuche, sich der Inhalte und der Rationalität[en] anerkannt wissenschaftlicher Verfahren zu vergewissern, um sie eventuell auf unerschlossene Bereiche auszudehnen. Im Vorfeld einer Theorie menschlichen Wissenkönnens steht der berechtigte Versuch, Beispiele für verschiedene Arten von Wissenssicherheit und Evidenz zu finden.

Letztlich bleibt die Frage nach der spezifischen Rationalität dieser Vergewisserungsversuche übrig. Entscheiden wir z. B. über die Gültigkeit eines Rationalitätskriteriums empirisch hypothetisch oder a priori und definitiv? Wenn wir z. B. Kriterien bezüglich Verifizierbarkeit oder Falsifizierbarkeit irgendwelcher Aussagen propagieren, ist dann unsere Aussage über diese Kriterien selbst nach diesen Kriterien zu erhärten oder machen wir in eigener Sache vielleicht gerne einmal eine Ausnahme?

Das Ende des Wegs der Frage nach dem Wissen- und Erkennenkönnen wird in der Einsicht erreicht, dass eine spezifische Form von nicht-hypothetischem, genuin philosophischem Wissen nur als Selbsterkenntnis der Vernunft bzw. als Erkenntnis der nicht-

hypothetischen Erkenntnisart [„worin Erkenntnisse solcher Art bestehen könnten“] möglich ist. Die Frage nach dem Weg [Methode] ist in diesem Falle das Ziel selbst. Die Erörterung darüber, unter welchen Bedingungen ein Thema für ein solches Erkennen und Wissen in Frage käme, ist die „Sache“ dieses Wissens selbst. Selbsterkenntnis und Selbstbeschränkung der reinen Vernunft fallen in eins. Es ist nicht vernünftig, der Vernunft zuviel oder zuwenig zuzutrauen. Es ist Sache der Vernunft, ihrer Grenzen inne zu werden.

Nicht-hypothetische Erkenntnisse können allein bestehen in der Erkenntnis der Anforderungen [Gültigkeitskriterien] an Erkenntnisse nicht-hypothetischer Art. Inhalt und Ziel des nicht-hypothetischen Wissens ist also lediglich bzw. immerhin die Methode dieser Art von Wissen. Kantisch gesprochen: Erkenntnisse a priori sind als Erkenntnis der Erkenntnisart möglich.

Zusatz 1: Ich spreche vom „Logischen“ unseres Bewusstseins im Sinne von Kants „allgemeiner Logik“. Diese „Logik“, - auch das Wort „Logik“ ist vieldeutig -, sieht die begriffliche und urteilsmäßige Beschaffenheit unserer Erkenntnisse in einem wesentlichen Zusammenhang mit der Ich-Zentriertheit des menschlichen Bewusstseins. Das „Ichdenke“-Bewusstsein ist ein „Vermögen“ der „logischen Form unserer Erkenntnisse“, d.h. von Erkenntnissen „vermittelt“ von Begriffen, Urteilen [und Schlüssen]. – Begriffe gewährleisten das Denken von etwas „als etwas“, d. h. sie stellen [im Idealfall eindeutige, in der Praxis manchmal hinreichend präzise] Klassifikationskriterien [von etwas als etwas] dar. Sie sind aber wesentlich abstrakte „Denkinhalte“, insofern sie auf Merkmale abzielen, die in verschiedenen Situationen wiederkehrend realisiert sein können. – Urteile stellen Begriffsanwendungen [oft Begriffsverbindungen] auf gegebene Situationen dar, die wahr, falsch, unsinnig, entscheidbar, unentscheidbar, auch z. B. empirisch entscheidbar, a priori unentscheidbar usw. sein können. – Die Mengenüberschneidung z. B. „einige Frauen sind sehr schön“ entspricht der Existenzaussage „es gibt sehr schöne Frauen“. Im Falle der Aussagewahrheit „es gibt genau einen blauen Planeten“ hätten wir eine singuläre Referenz, also ein bestimmtes, in verschiedenen Situationen wiederkehrendes „Ding“, von dem wir etwas denken und aussagen können, nämlich unsere Erde.

Zusatz 2:

Wenn wir auf das geistige Innere unseres Bewusstseins reflektieren, ergibt sich das Thema des reinen Ich im Unterschied zu all dem, was Inhalt meines Bewusstseins zu sein vermag. Und zwar: im Unterschied zu allem subjektiven und objektiven Inhalt meines Denkens gleichermaßen. – Anstatt von „Form“ und „Inhalt“ meines „Bewusstseins“ kann ich auch von „Form“ und „Inhalt“ meines „Denkens“ sprechen. – Ich kann auch die Metapher vom „Inneren“ meines Denkens im Unterschied zum Nicht-Inneren, also wiederum den „Inhalten“ oder „Gegebenheiten“, sprechen. – Ähnlich die anderen „Reflexionsbegriffe“: Die [numerische] Identität, besser vielleicht die Ununterscheidbarkeit des Denkens selbst [in eine Vielheit von „Selbst“] im Unterschied zu inhaltlich vielfältigen Denkinhalten, oder die unteilbare Einfachheit des Denkens selbst im Unterschied zu inhaltlich vielfältigen Denkinhalten. All diese Bestimmungen beruhen darauf, dass ich bezüglich meines Denkens ein „Dass“ des Denkens von einem inhaltlichen „Was“ zu unterscheiden vermag. – Man könnte auch sagen: ich vermag Subjekt und Objekt des Denkens zu unterscheiden. Das birgt allerdings Anlass zu Missverständnissen, weil viele den körperlichen Menschen als „Subjekt“ bezeichnen. Springender Punkt der Überlegung ist aber, den Gedanken des Denkens selbst in allem Denken, also das nicht-empirische Ich-Selbst zu erfassen.

Gerade weil der Gedanke des reinen Ich-Selbst in der Unterscheidung von Form und Inhalten des Denkens gründet, kann ich nun nicht mehr sagen, was dieses reine Dass „des Denkens überhaupt“ inhaltlich sei. Es sollte ja von allem Inhalt des Denkens abstrahiert werden. Es soll von allen Inhalten des Denkens unterschieden werden. Also ist die Frage nach den wesentlichen oder unwesentlichen Eigenschaften des reinen Ich-Selbst ein Sophisma, weil sie die Anweisung, auf das reine Ich zu reflektieren, im Nachhinein wieder missachtet.

Man könnte allerdings von einem reinen, nicht-empirischen Ich als eigentlichem Wesen sprechen, darf es aber nicht mit der „Form des Bewusstseins“ gleichsetzen, sondern müsste dazu etwas nicht-empirisch Inhaltliches, also eine metaphysische Realität dazutun. Dafür aber gibt es keinen inhaltlichen Anhaltspunkt, lediglich die Begriffsbildung bezüglich einer Entität dieser Art ist ohne Widerspruch. Aber unser Denken ist damit über alle Arten des Gegebenseins hinaus, sowohl hinaus über die Gegebenheit subjektiver Bewusstseinsinhalte als auch hinaus über objektiv gültiges Tatsachenbewusstsein.

Mit allem dem ist gesagt, dass das Bewusstsein des inneren Ich keinen Denkinhalt, keinen Erkenntnisinhalt und keinen Gegenstandsbezug birgt. Das Bewusstsein des denkenden Wesens in unserem Bewusstsein beinhaltet die Fähigkeit, oder referenziert auf die Fähigkeit, Form und Inhalt unseres Denkens zu unterscheiden und ist eigentlich ein Bewusstsein der Bewusstseinsfähigkeit selbst, ein Bewusstsein oder Denken des Denkens selbst. Es ist ein Etwas der Denkbarkeit, das gemäß seiner Rezeptur eigentlich kein Etwas ist. Auch insofern ist es dem Ich in unserem Denken ganz unmöglich zu denken, wer oder was es ist.

© copyright Jürgen Baader, Bad Dürkheim, 2003

In den Abschnitten über den Ödipus-Mythos und Sokrates verdanke ich einer Radio-Sendung in SWF 2 vom 27.01.2002 weitgehende Anregungen:

18.30 RadioART: Feature am Sonntag Aporia - Ausweglosigkeit

Von Garleff Zacharias-Langhans:

„Der Begriff Aporie meint die Erfahrung, dass »man nicht weiter weiß«. Gerade darum fängt mit ihr etwas an: etwas Neues, ganz Anderes. Daher blickt man zurück. Der Ausweg ist da wohin man nicht sieht. Es bedarf einer schwierigen Prozedur, einer Umlenkung der Seele -, sagt Platon oder Sokrates, damit der Blick vom Abgelebten, die Seele von den Bildern des Gewesenen sich löse.“